Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 21 Marburg i. H., den 25. Mai **1916**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 2,90 Mk., Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202.

Inhalt: Die unverwüstliche Religion Jesu — Die Ethik als Lehre von den Bedingungen des Gemeinschaftslebens — Von jenseits der Ostgrenze. Viertes Stück — Aus Briefen eines französischen Kriegsfreiwilligen. Schluß — Verschiedenes: Romane (Speckmann, Meyrink, Wassermann, Lagerlöf); Aus Siebenbürgen; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Die unverwüstliche Religion Jesu

Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.
Matth. 16, 18

„Wider den Kleinglauben" wollte ich diese Zeilen überschreiben. Da las ich in Briegers Werk „Die Reformation" von „der unverwüstlichen Religion Jesu." Der Ausdruck ist einem vielleicht auch sonst schon begegnet, aber in diesem Augenblick hat ers uns angetan, er sagte so ganz, was wir meinten. Und zwar eben — wider den Kleinglauben.

Wir denken da an den Kleinglauben derer, die sich mit Nachdruck die Gläubigen nennen, die es für ihre eigentliche gottgegebene Aufgabe halten, die Sache des Glaubens, des christlichen Glaubens, in der Welt und in der Kirche zu vertreten. Die Art, wie sie das tun, leidet unter ihrem Kleinglauben. Und wir Andern, die sie als Christen minderen Glaubens einschätzen, leiden unter diesem ihrem Kleinglauben. Ebenso leiden die darunter, die gar nicht Christen sein wollen, und die für den Glauben zu gewinnen doch auch ein Anliegen jener entschiedenen Christen ist.

Wo wirklicher Glaube an Jesus Christus ist, da, sollte man meinen, müßte eine große Gewißheit sein. Und diese Gewißheit müßte eine innere Ruhe verleihen, die sich auch äußerlich geltend macht. Es müßte eine große Friedfertigkeit und Gelassenheit die Folge sein. Nicht daß man nicht sich entrüsten dürfte gegen das Böse und kämpfen wider das Gottlose. Aber ebendies mit einer klaren stillen Siegeszuversicht. Ohne Aengstlichkeit, ohne Nervosität. Nicht gleich fragen und klagen: Wo ist Christus? sondern wissen: er ist da. „Er ist bei uns wohl auf dem Plan." Er braucht nicht unsre menschlich-irdische Kampfesweise. Nicht unsern Witz, nicht unsre Dialektik, Apologetik und kirchenpolitische Kasuistik. Er braucht unsre Treue, und daß wir ihn bekennen mit Gedanken, Worten und Werken, daß wir sein Evangelium niemandem schuldig bleiben. Aber man darf auch nicht tun, als wäre kein Evangelium da, wo es doch ist, und als wäre Jesus Christus nicht da, wo er doch wirkt und herrscht. Vielmehr man soll ihm auch etwas zutrauen. Er wirkt auch ohne uns, sine manu, d. h. ohne Hilfe von Menschenhand, wes Luther sich auf Grund von Daniel 2,34 immer wieder getröstete. Er hat Wege, die wir nicht kennen, und sammelt sich seine Gemeinde auch dort, wo unsre Art, unsre Predigt, unser Bekenntnis nicht hindringen. Und von dieser ganzen Gemeinde, die nicht sich deckt mit irgend einer noch so großen und wohlverwahrten Landeskirche, gilt das Verheißungswort: Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.

Nicht irgend eine Verlängerung des Burgfriedens über den Krieg hinaus ist das, was lebendige Christenleute erhoffen und erstreben sollen. Das Stück ethische Kultur, das darin liegen würde, wäre gegenüber vielem Unethischen, das sich in der Christenheit und sogar im Namen Jesu breit gemacht hat, gewiß ein Fortschritt. Aber das ist zu äußerlich gedacht, das bleibt zu sehr in der Negation. Des Unwürdigen und Unmoralischen sich schämen, ist gewiß auch etwas. Aber los werden wir das nicht mit den schönsten Verträgen. Und es gehört mit zu der Unverwüstlichkeit der Religion Jesu, daß sie auch über die Schwäche, Torheit und Sünde ihrer Bekenner immer wieder hinwegkommt. Aber auf dem positiven Wege kommen wir weiter: wenn wir unsern Sinn, unser Wesen, unser Dichten und Trachten auf die täglich neue Offenbarung eben dieser Unverwüstlichkeit der Religion Jesu richten. Wenn wir aufnehmen in das Zentrum unsrer Gesinnung, was diese Religion unverwüstlich macht. Das tun wir im „Glauben". In dem Glauben, der nach Luther „rechtfertigt". In dem Glauben, der uns zu Gott in das rechte Verhältnis bringt. Damit ist dann alles gewonnen. Wie in einer Wissenschaft: man hat begriffen, worauf es ankommt, und nun macht sich alles von selbst. Wie in der Liebe: man weiß, daß man zusammengehört, und nun gibt es kein Auseinander mehr. Sind wir aber so mit Gott im Reinen, dann sollten wir sein Walten und Wirken immer aufs neue kreuzen durch unsern Kleinglauben?

In der ersten Zeit des Krieges, da haben auch Manche gefragt: Wo ist nun Jesus Christus? Die Einen haben sich mit Wonne der neuen christuslosen Offenbarung hingegeben. Die Andern haben mit Angst den Boden unter ihren Füßen wanken gefühlt: Was will das werden? Inzwischen war Jesus mitten unter ihnen. Und allmählich haben wir das wohl alle wieder gespürt. Und wenn Jesus nicht immer wieder uns in dem Gott der Schlachten und Kriegsgeschicke den Vater gezeigt hätte, ich wüßte nicht, wie wir es hätten aushalten sollen bis heute. Darum ist es aber undankbar und kleingläubig, wenn man immer wieder tut, als müßte man sich des armen Herrn Jesus annehmen, damit er nur nicht um sein Reich und um seine Ehre kommt. Er wird uns schützen, nicht wir ihn.

Mein schönste Zier und Kleinod bist
Auf Erden du, Herr Jesu Christ,
Dich will ich lassen walten
Und allezeit
In Lieb und Leid
Im Herzen dich behalten.

R

Die Ethik als Lehre von den Bedingungen des Gemeinschaftslebens

Vgl. Nr. 10 und Nr. 17 d. J.; Nr. 27 v. J.[1]

1

In einer längeren Erwiderung auf meinen Artikel „Heiliger Egoismus und christliche Ethik" betont Herr Professor Richter, er könne mir den Vorwurf nicht ersparen, daß ich das Problem, dessen grundsätzliche Lösung er versucht habe, meinerseits nicht fest angefaßt habe:

> Das Problem selber hat er ja erkannt, es ist die Frage, ob und in welchem Maße „die Moral des Privatlebens auf das öffentliche Leben, insbesondere auf die auswärtige Politik" Anwendung finde,

1) Es handelt sich also um Fortsetzung der Debatte über Staatsegoismus und christliche Ethik. D H

sagen wir es kurz, ob Privat- und Staatsmoral übereinstimmen oder nicht. Nun können aber Aussagen über die Geltung moralischer Gesetze offenbar immer nur im Hinblick auf den letzten sittlichen Zweck getan werden,[1]) man kann also auch von moralischen Gesetzen für den Staat nicht reden, ohne einen höchsten sittlichen Zweck des Staates vor Augen zu haben. Diese Frage des Staatszwecks erwähnt Koppelmann nur in einer Anmerkung . . . Statt dessen hat er die Geltung des kategorischen Imperativs für die Staatsmoral einfach behauptet, ohne sie aus dem Zweck des Staates, wie es nötig gewesen wäre, abzuleiten. Er beruft sich freilich auf die Ethik als die Wissenschaft von den Grundbedingungen des menschlichen Gemeinschaftslebens. Als solche müsse sie ohne Zweifel den nationalen Egoismus als Richtschnur für die Beobachtung oder Nichtbeobachtung staatlicher Verträge verdammen, als „unmoralisch, unethisch, widersittlich brandmarken". Auch nur eine Behauptung, ohne den Schatten eines Beweises. Welches sind denn die „Grundbedingungen des Gemeinschaftslebens", sind es für die Staaten etwa dieselben wie für die Einzelnen? Offenbar nimmt Koppelmann das an. Das scheint mir aber nichts anderes als eine petitio principii zu sein.

Meinen Ausführungen gegenüber hält Richter daran fest, daß Staatsverträge nur so lange und so weit Geltung haben, als sie die Existenz der Vertragschließenden nicht aufs Spiel setzen. Seiner Theorie getreu, daß die „Staatsmoral" aus dem Zweck des Staates abzuleiten sei, glaubt er dies aus dem „gottgeordneten" Zweck des Staates folgern zu können, welcher nach ihm darin besteht, seinen Gliedern Ordnung, Schutz, Kultur zu ermöglichen. In der christlichen Ethik, mit welcher ich jene Ansicht für unvereinbar erklärt hätte, kann er keine Norm für das politische Handeln finden. Die christliche Ethik sei „über die Staatsmoral erhaben" und es bestehe kein Grund, sie gegen den Staatsegoismus ins Feld zu rufen.

Zunächst ein Wort über das Verhältnis des Staatsegoismus zur christlichen Ethik. Richter glaubt sich mit Troeltsch und Luther in seiner Auffassung einig. Ob mit Recht, kann hier dahingestellt bleiben, da in dieser Frage letzten Endes nicht Autoritäten, sondern Gründe entscheiden. Die Gründe Richters scheinen mir aber keineswegs stichhaltig zu sein. Wenn die christliche Ethik für das politische Handeln keine Norm abgeben soll, so würde also der christliche Staatsmann, der christliche Parlamentarier, der christliche Staatsbürger, sobald er sich politisch betätigt, um die christliche Ethik sich nicht zu kümmern haben, dann wäre für ihn die aus dem gottgeordneten Zweck des Staates abzuleitende Staatsmoral maßgebend. Unter dieser Voraussetzung würde man aber statt „Die christliche Ethik ist über die Staatsmoral erhaben" besser sagen: sie ist für das Gebiet des Staatslebens ausgeschaltet. Und wenn, wie Richter will, die Staatsmoral aus dem „gottgeordneten" Zweck des Staates abgeleitet werden soll, so würde die christliche Ethik folgerichtig auch für das Gebiet anderer Gemeinschaften, welche „gottgeordnete" Zwecke haben, auszuschalten sein, z. B. für das Gebiet der Familie, welcher, wenn man einmal von gottgeordneten Zwecken reden will, ein solcher wohl auch nicht abzusprechen sein würde. Man würde also neben der christlichen Ethik nicht allein eine besondere Staatsmoral, sondern auch eine besondere Familienmoral haben. Schließlich würde, da auch für das Wirtschaftsleben aus seinem besonderen Zweck eine besondere Moral abgeleitet werden könnte, für die christliche Ethik als Anwendungsgebiet wohl nur der Himmel übrig bleiben. Uebrigens scheint es mir methodisch recht bedenklich zu sein, neben der christlichen Ethik noch besondere „gottgeordnete" Zwecke zu statuieren. Entweder sind diese gottgeordneten Zwecke vom Gott des Christentums geordnet, dann können sie nicht als ein noli me tangere neben der christlichen Ethik stehen. Oder es ist ein anderer Gott als der des Christentums, auf dessen Anordnung jene Zwecke zurückgeführt werden müssen, und das wird ja wohl auch Richter nicht meinen.

Aber auch, wenn man die christliche Ethik ganz aus dem Spiele läßt, ist Richters Auffassung undurchführbar. Er scheint anzunehmen, daß über den Zweck des Staates, welchen er darin sieht, seinen Gliedern „Schutz, Ordnung, Kultur zu ermöglichen" kein ernstlicher Zweifel bestehen könne. Nun sind aber leider von Platos Zeiten an bis zur Gegenwart über den Zweck des Staates von Philosophen, Staatsrechtslehrern und auch von Theologen die allerverschiedensten Meinungen vertreten worden. Plato und Aristoteles, um nur einiges hervorzuheben, sehen die Aufgabe des Staates, in diesem Punkt im wesentlichen einig, darin, die Staatsbürger vermittelst der „Tugend" glücklich zu machen. Thomas von Aquin sucht den Zweck des Staates auch in der Glückseligkeit, aber die Vollendung liegt bei ihm im Jenseits, und der Staat gibt sich nicht selbst seine Sittengesetze, sondern empfängt sie von der Kirche. Bei Calvin, welcher seine Auffassung bekanntlich sehr ernstlich in die Praxis zu übertragen versucht hat, ist die Ehre Gottes der oberste Zweck auch des Staates. In der Aufklärungszeit, als deren Vertreter auf dem Gebiet der Ethik hier Christian Wolff genannt werden möge, spielt die Glückseligkeit der Staatsbürger wieder die Hauptrolle, aber in der durchaus weltlich orientierten Form der allgemeinen Wohlfahrt, eine Auffassung, welche auch in mehreren Verfassungsurkunden der Neuzeit (z. B. der französischen von 1793, der der nordamerikanischen Union, der Schweiz und des Deutschen Reiches) ausdrücklich vertreten wird. Sehr energisch macht gegen diese Formulierung des Staatszweckes, besonders wegen der leicht daraus entspringenden Idee der Staatsomnipotenz, die „Rechtstheorie" Front, als deren bedeutendster Vertreter Kant genannt werden kann, und deren Absicht schon durch den Namen angedeutet wird. Wiederum völlig anders orientiert ist die Vorstellung vom Zweck des Staates bei den Anhängern der Lehre vom „christlichen" Staat. Stahl, nach 1848 der Führer der Feudalpartei in Preußen, formuliert in seiner Rechtsphilosophie den Zweck des Staates, an Calvin erinnernd, folgendermaßen:

> Es ist danach der Zweck des Staates nicht bloß eine Erfüllung sittlicher Ordnungen, sondern auch ein Dienst und Gehorsam gegen die Person Gottes und die Aufrichtung eines Reiches zur Ehre Gottes.

Auch von Kulturförderung als Zweck des Staates ist neuerdings manchmal geredet worden, eine Auffassung, zu deren Vorzügen jedenfalls nicht die Klarheit gehört.

Man wird es bei dieser Sachlage begreiflich finden, wenn ich in meinem Aufsatz über den heiligen Egoismus die Theorie Richters, der Zweck des Staates bestehe darin, seinen Gliedern Schutz, Ordnung, Kultur zu ermöglichen, nicht unbesehen als richtig hingenommen, sondern gemeint habe, der Zweck des Staates müsse noch erst „einwandfreier festgestellt werden". Denn wenn man, wie Richter, aus dem Staatszweck die vom Staat zu befolgende Moral herleiten will, so folgt aus jeder besonderen Auffassung vom Zweck des Staates wieder eine besondere Moral, und es scheint mir deshalb nicht unbillig zu sein, wenn man von dem, welcher, auf diesem Boden stehend, moralische Vorschriften für das Staats- und Völkerleben aufstellt, verlangt, er möge zuvor seine Auffassung vom Staatszweck etwas „einwandfreier" begründen. Wenn Richter es tadelt, daß ich die Frage des Staatszwecks unerörtert gelassen habe, so finde ich das ungerecht. Ich habe zwar auch eine Meinung vom Zweck des Staates, nämlich die, daß dieser Zweck wie der aller menschlichen Organisationen von den Beteiligten gedeutet, oder festgesetzt und den veränderten Umständen entsprechend auch nach Uebereinkunft geändert werden kann. Aber ich hatte keine Veranlassung, sie in jenem Zusammenhang kundzugeben, da ich für meine Person ja weit entfernt bin, die moralischen Gesetze für das Verhalten der Staaten aus dem Staatszwecke ableiten zu wollen.

Und damit komme ich auf den eigentlichen Grund unserer Meinungsverschiedenheit. Richter scheint als unbestritten anzunehmen, daß die Forderungen der Ethik aus irgendwelchem Zweck abzuleiten seien. Er übersieht, daß die formalistische Ethik gerade dieses leugnet. Auch ich bin der Meinung, daß aus irgendeinem Zweck, und mag es der höchste und schönste sein, wie etwa die Glückseligkeit der Menschheit, nimmermehr „sittliche" Gebote hergeleitet werden können. Ich habe diese Ueberzeugung in meinen ethischen Schriften[1]) ausführlich begründet und kann hier nicht darauf eingehen. Dagegen möchte ich die gebotene Gelegenheit benutzen, meine Auffassung von den Aufgaben der Ethik in den Grundzügen hier zu entwickeln, da nur dann eine Verständigung über das Problem der „Staatsmoral"

1) Von mir gesperrt. K

1) „Kritik des sittlichen Bewußtseins" und die „Ethik Kants".

und noch manches Andere zu erhoffen ist, wenn wir, d. i. alle an der wissenschaftlichen Klärung ethischer Fragen Interessierten, zum mindesten über die Aufgaben der wissenschaftlichen Ethik zu einer Einigung zu gelangen suchen. Wenn man sich überzeugen will, wie nötig das ist, so vergleiche man einmal die in den wissenschaftlichen Darstellungen der Ethik, den theologischen wie den philosophischen, gegebenen Definitionen der Ethik, und man wird sich wundern. Auch die ängstliche Vermeidung einer Definition ist öfter bezeichnend. Neuerdings ist die Sache noch schlimmer geworden durch die Verquickung der Ethik mit den modernen Werttheorieen, sodaß man nicht ohne Berechtigung von einem für die Wissenschaft geradezu beschämenden Wirrwarr sprechen könnte.

2

In meinem Aufsatz über den heiligen Egoismus habe ich die Ethik die Wissenschaft von den Grundbedingungen des menschlichen Gemeinschaftslebens genannt. Ich will versuchen, diese Definition zu rechtfertigen und ihre Fruchtbarkeit nachzuweisen. Ob man eine solche Wissenschaft Ethik nennen will, ist natürlich an sich gleichgültig, wenn man nur, was ich für nicht zweifelhaft halte, zugesteht, daß die Bedingungen des Gemeinschaftslebens, wenn es solche gibt, der wissenschaftlichen Untersuchung im höchsten Maße würdig sind. Uebrigens wird man doch vielleicht von vornherein zuzugeben geneigt sein, daß die Namen „Sittenlehre", „Moralphilosophie", „Ethik" vom etymologischen Standpunkt betrachtet für eine derartige Wissenschaft nicht eben unpassend sind.

Ich will die gegebene Definition zunächst noch etwas näher erläutern. Unter Gemeinschaft verstehe ich bewußtes, freies Zusammenwirken. Ein Zusammenwirken, welches durch blinde Instinkte oder durch bloße Gewalt erreicht wird, fällt also nicht unter diesen Begriff der Gemeinschaft. Die Gemeinschaft hat natürlich immer einen Zweck. Auch ist klar, daß aus diesem Zweck mit Notwendigkeit Forderungen an das Verhalten der Beteiligten entspringen, welche das darstellen, was Jeder zur Erreichung der Zwecke der Gemeinschaft zu tun hat. Diese Forderungen an die Glieder der Gemeinschaft, welche oft in „Satzungen" oder „Gesetzen" niedergelegt werden, sind selbstverständlich je nach dem Zweck derselben verschieden. Aber neben diesen aus den verschiedenen Zwecken der bestehenden Gemeinschaften entspringenden besonderen Forderungen gibt es nun auch Forderungen rein formaler Natur, welche für alle möglichen Gemeinschaften überhaupt gelten, weil ihre Verletzung auf das freie Zusammenwirken einen zerstörenden Einfluß hat und also mit der Gemeinschaft auch die Erreichung ihres Zweckes gefährdet. Ueberall da z. B., wo es sich um ein wissenschaftliches Zusammenwirken handelt, mag der besondere Zweck des Zusammenwirkens sein, welcher er wolle, ist die Wahrhaftigkeit der Beteiligten stillschweigende Forderung. Denn mit Jemand theoretisch zusammen zu arbeiten, der die Tatsachen trotz besseren Wissens falsch darstellt oder seinen Ueberzeugungen widersprechende Urteile abgibt, ist offenbar sinnlos. Ebenso selbstverständlich ist die Forderung, daß die freie Aeußerung der Ueberzeugungen im wissenschaftlichen Leben nicht unterdrückt werden darf. Diesen Forderungen entsprechen da, wo es um ein Zusammenwirken praktischer Art zu tun ist, die der Zuverlässigkeit und der Anerkennung der praktischen Freiheit der Beteiligten. Denn mit Jemand, welcher sich an die übernommenen Verpflichtungen nicht bindet oder uns als freie Wesen[1]) nicht anerkennen will, ist Gemeinschaft in dem oben bezeichneten Sinn nicht möglich. Daß diese Forderungen der Wahrhaftigkeit, der Zuverlässigkeit, der theoretischen und der praktischen Freiheit formaler Natur sind, ergibt sich daraus, daß sie nicht gebieten, was wir sagen oder tun sollen, sondern nur, daß wir uns bei allem, was wir sagen oder tun, über gewisse Rücksichten nicht hinwegsetzen dürfen.

Selbstverständlich kann man diese Forderungen in Wirklichkeit nicht auf das theoretische und praktische Gebiet verteilen, da Theorie und Praxis untrennbar sind. Wo es sich um Verwirklichung praktischer Ziele mit gemeinsamen Kräften handelt, findet stets auch ein mehr oder weniger ausgedehnter Gedankenaustausch statt, welcher Wahrhaftigkeit und Freiheit der Meinungsäußerung erfordert, und ebenso ist mit gemeinschaftlichen theoretischen Bestrebungen immer ein mehr oder weniger ausgedehntes praktisches Zusammenwirken verbunden, zu welchem Zuverlässigkeit und Achtung der Beteiligten als freier Wesen erforderlich ist. Nur tritt je nach dem Zweck die eine oder andere Forderung mehr in den Vordergrund.

Diese Forderungen sind unerläßlich und unabänderlich. Mittel zu irgend welchen Zwecken können gegebenenfalls durch andere, oft zweckmäßigere Mittel ersetzt werden. Hier aber handelt es sich nicht um Mittel, sondern um unabänderliche Bedingungen. Freilich sprengt nicht jeder Verstoß gegen die genannten Forderungen sogleich die bestehende Gemeinschaft, aber das geistige Band, welches sie zusammenhält, das Vertrauen, wird stets dadurch gelockert und, wenn die Verstöße sich häufen, ganz zerrissen.

Dabei wirkt jeder Verstoß gegen diese Forderungen weit über die Gemeinschaft hinaus, gegen die er begangen worden ist. Wer uns ganz fernstehenden Personen gegenüber nach irgend einer Richtung hin das Vertrauen getäuscht hat, etwa dadurch daß er log, oder sich unrechtmäßig bereicherte, oder die ihm übertragene Leitung zur Vergewaltigung der freien Meinungsäußerung oder der berechtigten Selbstbestimmung mißbrauchte, dem trauen auch wir nicht mehr, obgleich wir uns bisher vielleicht gar nicht über ihn zu beklagen hatten. Er hat eben bewiesen, daß er sich an die für jede wahre Gemeinschaft unerläßlichen Forderungen nicht bindet, und es ist wahrscheinlich, daß er sich in allen Fällen, wo es ihm paßt und er sich durchsetzen kann, über sie auch uns gegenüber hinwegsetzen wird.

Da die genannten Forderungen die Rücksichten bezeichnen, welche in jeder Gemeinschaft zu wahren sind, wenn sie nicht in ihren Grundfesten erschüttert werden soll, da sie also die notwendigen und unbedingten Gesetze für das Gemeinschaftsleben darstellen, so kann man sie auch Sittengesetze nennen, oder besser noch, da sie offenbar in engem inneren Zusammenhang mit einander stehen, das Sittengesetz. Welche weiteren abgeleiteten Forderungen aus diesem Sittengesetz noch entspringen, habe ich in meinen ethischen Schriften an den betreffenden Orten auseinandergesetzt.

Jetzt läßt sich auch die Frage Richters beantworten, ob denn etwa die Grundbedingungen des Gemeinschaftslebens für die Staaten dieselben seien wie für die Einzelnen. Sicherlich! Es wäre freilich denkbar, daß zwischen den Staaten und Völkern Gemeinschaft irgendwelcher Art überhaupt nicht bestände, daß die Staaten sich in einem fortwährenden latenten oder offenen Kriegszustande mit einander befänden, daß die Angehörigen des einen Staates im Gebiet des anderen stets als rechtlos, ja als Feind betrachtet würden; annähernd so ist es ja in der Tat oft in früheren Zeiten gewesen. Wo aber Gemeinschaft zwischen den Staaten sein soll — und das ist überall der Fall, wo Verträge, Bündnisse und dergleichen geschlossen werden — da gelten auch die Gesetze der Gemeinschaft, in dem Sinne, daß jede Verletzung derselben die Verträge, Bündnisse u. s. f. nebst den Zwecken, die damit verfolgt werden, zum mindesten aufs äußerste gefährdet und dem Staat, welcher sich die Verletzung zu schulden kommen läßt, das Mißtrauen auch der nicht direkt Beteiligten zuzieht, ja in schweren Fällen ihn als geradezu gemeinschaftsunfähig erscheinen läßt. Sogar auf die betreffende Staatsgemeinschaft selbst — denn auch innerhalb des Staates herrscht, soweit er nicht auf bloßer Gewaltherrschaft aufgebaut ist, Gemeinschaft, bewußtes, freies Zusammenwirken — muß es schädigend wirken, wenn ihre Angehörigen ihre Regierung über die Bedingungen der Gemeinschaft anderen Staaten gegenüber sich hinwegsetzen sehen; denn wer leistet Gewähr dafür, daß sie es nicht im eigenen Lande unbequemen Parteien oder Personen gegenüber auch tun wird?

Richter meint, wenn „lebenskräftige" Völker Frieden, Bündnisse, Verträge mit einander schlössen, so geschehe das mit der „stillschweigenden Voraussetzung", daß durch die Erfüllung der Abmachungen die Existenz der Vertragschließenden selbst nicht aufs Spiel gesetzt werde. Darauf ist zu erwidern: Wo eine solche

1) Eine freiwillige Anerkennung der Leitung durch Andere ist natürlich mit Freiheit durchaus verträglich.

stillschweigende Voraussetzung wirklich auf beiden Seiten vorhanden gewesen ist, da wird das Sittengesetz durch die Nichterfüllung der Abmachungen überhaupt nicht verletzt, ebensowenig wie unter gleicher Voraussetzung im Privatleben. Ja, man kann noch weiter gehen und ganz allgemein sagen, daß es nicht auf den Wortlaut, sondern auf den Sinn der Verträge ankommt, wie dies auch im bürgerlichen Leben der Fall ist. Schreibt doch z. B. das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich in seinem § 113 ausdrücklich vor: „Bei der Auslegung einer Willenserklärung ist der wirkliche Wille zu erforschen und nicht an dem buchstäblichen Sinn des Ausdrucks zu haften", und in § 157: „Verträge sind so auszulegen, wie Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte es erfordern." Aber ich bezweifle, ob solche „stillschweigenden" Voraussetzungen bei der Vertragsschließung zwischen Staaten eine so große Rolle spielen wie im Privatleben, da die Staaten, bei deren Verträgen es sich meistens um wichtigere Dinge handelt, sich auch gemeiniglich besser vorsehen und an die Stelle stillschweigender Voraussetzungen ausdrückliche Bestimmungen treten lassen. Jedenfalls kann gar keine Rede davon sein, daß es stets, auch etwa bei einem Trutz- und Schutzbündnis, stillschweigende Voraussetzung sei, daß dasselbe dann nicht binde, wenn die Existenz des zur Hilfe verpflichteten Staates dadurch gefährdet werde. Denn es ist gerade das Charakteristische solcher Bündnisse, daß sie auf Gedeih und Verderb geschlossen werden. Jene angebliche stillschweigende Voraussetzung wäre um so unpraktischer, weil, wie Richter selbst zugibt, „diese Existenzfrage gar nicht immer so einfach liegt". Würde man Bündnisse tatsächlich unter jener Voraussetzung schließen, so würden sie im Ernstfalle so gut wie wertlos sein, da der zur Hilfe verpflichtete Staat sich stets mit einem gewissen Recht auf die Gefährdung seiner Existenz berufen könnte. Die Sache wird nicht besser dadurch, daß Richter in seiner Erwiderung nun auch die „Zukunft" des Staates mit ins Spiel bringt und behauptet, der Vertragsbruch sei „nicht nur erlaubt, sondern geboten, wenn es um die eigene Existenz und Zukunft geht." Wenn auch das eine stillschweigende Voraussetzung bei der Schließung der Staatsverträge wäre, so hätten, da die Zukunftsfrage jedenfalls noch viel weniger einfach liegt als die „Existenzfrage", Abmachungen für den Kriegsfall überhaupt keinen rechten Sinn mehr.

Daß es in manchen Fällen, wo es sich um weniger wichtige Dinge handelt, auch bei der Vertragsschließung zwischen Staaten hier und da stillschweigende, weil selbstverständliche Voraussetzungen geben kann, leugne ich durchaus nicht. Mit der Frage der Vertragstreue hat das aber nichts zu tun, da diese sich sowohl im öffentlichen wie im Privatleben nur auf den „wirklichen Willen" beziehen kann, bei dessen Feststellung auch die stillschweigenden weil selbstverständlichen Voraussetzungen in Betracht kommen. Das Problem des Verhältnisses der Moral des Staatslebens zu der des Privatlebens wird also durch die von Richter herangezogene „stillschweigende Voraussetzung" gar nicht berührt.

Ebensowenig geschieht dies bei dem von mir angenommenen Fall, daß ein Staat sich „in großer unvorhergesehener Notlage" über seine Vertragsverpflichtungen hinwegsetzt. Wenn ich gesagt habe, daß man das, wenn auch nicht schön, so doch allenfalls verzeihlich finden könne, so gilt dies nach meiner Meinung auch für das entsprechende Verhalten einer Privatperson. Diese Beurteilung ist auch durchaus kein Zugeständnis an den Relativismus. Jeder anständige Partner wird in solchen Fällen auf die veränderten Verhältnisse Rücksicht nehmen und auf der Erfüllung des Vertrages gar nicht bestehen. Wenn er es dennoch tut, so widerspricht das der Billigkeit, und wenn der Andere sich dann über seine Verpflichtungen hinwegsetzt, so ist das freilich nicht schön, aber doch allenfalls verzeihlich. Wäre es eine stillschweigende Voraussetzung, daß der Vertrag in unvorhergesehener Notlage nicht erfüllt zu werden brauche, so würde man dem Betreffenden überhaupt nichts vorwerfen können. Da man im Interesse der Rechtssicherheit eine solche Voraussetzung — abgesehen von dem im Privatrecht eine Rolle spielenden Grenzfall der „höheren Gewalt" — nicht zulassen, sondern darauf dringen wird, daß Jeder bei der Vertragschließung sich die möglichen Aenderungen der Verhältnisse sorgfältig überlegen müsse, so trifft den, welcher sich in großer unvorhergesehener Notlage der Erfüllung des Vertrages entzieht oder zu entziehen sucht, allerdings ein Tadel. Aber es sind, da der Dolus fehlt, doch mildernde Umstände in genügendem Maße vorhanden, um sein Verhalten „allenfalls verzeihlich" zu finden.

Richter tut mir also doch wohl Unrecht, wenn er meint, es seien mit Absicht von mir „schwankende Ausdrücke" gewählt worden, von denen er sagt: „Sie halten eben doch ein Türchen offen, durch das es einen Ausweg aus dem allzu engen Reich des Unbedingten gibt, mit dem man in politischen Dingen nicht allzuviel anfangen kann." Einen Unterschied zwischen Politik und Privatleben mache ich, wie gesagt, auch in dieser Hinsicht nicht. Und eine Abschwächung des Prinzips der unbedingten Geltung des Sittengesetzes kann in meinen Ausführungen nur finden, wer sich, wie Richter, auf den Standpunkt stellt: „Vor dem Richterstuhl des Sittengesetzes gibt es nur ein Schuldig oder Unschuldig, kein Zwischending." Das ist ganz schief. Die Unwahrhaftigkeit, die Unzuverlässigkeit, die mangelnde Achtung vor der theoretischen und praktischen Freiheit Anderer haben *sehr verschiedene Grade*, welche bei der sittlichen Beurteilung schlechterdings nicht unberücksichtigt bleiben können, wenn sie nicht ganz falsch ausfallen soll. Mit Relativismus, d. i. der Ableitung moralischer Gebote aus irgendwelchen Zwecken und der dementsprechenden Beurteilung des Handelns hat eine solche Berücksichtigung der Umstände gar nichts zu tun.

3

In den letzten Erörterungen ist schon die Frage gestreift worden, ob die Uebertretung des Sittengesetzes *verwerflich* sei. Darauf ist eine Antwort noch nicht gegeben worden, denn die eigentliche Aufgabe des vorigen Abschnitts war nur die, nachzuweisen, auf welchen Bedingungen die Gemeinschaft beruhe. Daß die Verletzung des oben formulierten Sittengesetzes auf die Gemeinschaft zerstörend wirkt, daß also das Sittengesetz in dem Sinne unbedingt gilt, daß, wo Gemeinschaft sein soll, das Sittengesetz anerkannt werden muß, hoffe ich gegen Zweifel sichergestellt zu haben. Nun könnte jedoch Jemand sagen, die Störung der Gemeinschaft durch Uebertretung des Sittengesetzes sei freilich schädlich, und die Erschütterung des moralischen Kredits des Uebertreters sei für diesen ein großer Nachteil. Aber das beweise noch nicht, daß man sich dem Sittengesetz unterwerfen oder gar unbedingt unterwerfen müsse. Wo etwas besonders Wichtiges auf dem Spiele stehe, etwa die eigene Existenz oder gar die der Familie, des Staates oder Volkes, der Kirche, da müsse man eben jenen Schaden, so hoch man ihn auch einschätzen möge, mit in den Kauf nehmen. Nachteil stehe hier gegen Nachteil, Vorteil gegen Vorteil; es frage sich nur, welches der größere sei.

So steht die Sache aber nun doch nicht, daß man die Uebertretung des Sittengesetzes bloß unter dem Gesichtspunkt des Nutzens oder Schadens betrachten könnte. Die Verletzung des Sittengesetzes greift nämlich die *Substanz* des Menschen oder der Menschheit an.

Schiller sagt einmal:

> Der Wille (d. i. nach dem Zusammenhang die Selbstbestimmung) ist der Geschlechtscharakter des Menschen (dasjenige, was ihn zum Menschen macht) . . . Eben deswegen ist des Menschen nichts so unwürdig als Gewalt zu erleiden, denn *Gewalt hebt ihn auf*. Wer sie uns antut, *macht uns nichts Geringeres als die Menschheit streitig*; wer sie feigerweise erleidet, wirft seine Menschheit hinweg.

Das ist durchaus richtig, bedarf aber der Ergänzung. Nicht bloß seine Vergewaltigung auf dem *praktischen* Gebiet, welche Schiller hier in erster Linie im Auge hat, macht dem Menschen seine Menschheit streitig, sondern auch seine Vergewaltigung auf dem theoretischen Gebiet, nämlich die Unterdrückung der freien Meinungsäußerung (des freien Gedankenaustausches). Denn die Fähigkeit, sich mit Anderen zu freiem theoretischen und praktischen Zusammenwirken, kurz, zur Gemeinschaft zusammenzuschließen, gehört zum vollen Menschentum. Ohne Gemeinschaft wäre, selbst wenn die Fähigkeit zum Höchsten in ihm steckte, der Mensch nicht viel mehr als ein Tier.

Und nicht bloß, wenn er Vergewaltigung feigerweise erleidet, wirft der Mensch seine Menschheit hinweg, sondern auch, wenn er die Forderungen der Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit für nichts achtet, denn er macht sich dadurch selbst der Gemeinschaft, die doch die Grundlage des wahren Menschentums ist, unfähig.

Nennen wir das, was den Menschen über die Tierheit erhebt und ihn zum Menschen macht, seine Würde, so ruht also die Würde des Menschen auf seiner praktischen und theoretischen Freiheit, seiner Wahrhaftigkeit und seiner Zuverlässigkeit, d. h. die Gesetze der Gemeinschaft, wie sie oben entwickelt wurden, sind zugleich die Gesetze der Menschenwürde.

Die Verletzung der Gesetze der Gemeinschaft, wozu auch das feige Erleiden der Vergewaltigung der theoretischen oder praktischen Freiheit gehört, ist also Uebertretung der Gesetze der Menschenwürde und, da die Gemeinschaftsfähigkeit des Uebertreters stets dadurch vermindert wird, stets eine mehr oder minder große Selbstentwürdigung. Das psychologische Aequivalent derselben sind die unter dem Namen Gewissensbisse wohlbekannten peinlichen Gefühle des Sinkens in unseren eigenen Augen. Auch in den Augen Anderer sinkt der Betreffende unvermeidlich, ebenso wie umgekehrt jede Bewährung von theoretischer oder praktischer Freiheitsliebe, von Wahrhaftigkeit oder Zuverlässigkeit ihn in den Augen der Mitmenschen hebt. Psychologisch äußert sich dies in dem eigentümlichen Gefühl der Achtung, dem wir uns, wie Kant treffend bemerkt, nicht entziehen können, auch wenn der Betreffende auf der sozialen Stufenleiter tief unter uns steht und wegen mangelnder Leistungsfähigkeit für die Gesellschaft vielleicht gar keinen positiven Wert hat. Das Gefühl der Achtung ist eben von Grund aus verschieden von dem der Hochschätzung, welches von der Leistungsfähigkeit oder den Leistungen, also von dem Marktwert des Menschen abhängt. Nur insoweit aus bedeutenden Leistungen auf moralische Qualitäten geschlossen werden kann, mischt sich in die Hochschätzung Achtung ein, was dann leicht zur begrifflichen Vermengung beider führt. An sich ist das Gefühl der Achtung vor Jemand von seinem Nutzen für uns oder für die Gesellschaft, wie eine unbefangene Selbstbeobachtung leicht zeigt, völlig unabhängig. Die Achtung hängt lediglich davon ab, wie der Betreffende „als Mensch“ ist.

Schon hier ist ersichtlich, daß es sich bei der Befolgung oder Nichtbefolgung des Sittengesetzes im einzelnen Falle keineswegs um eine bloße Nützlichkeitsfrage handelt. Nichts Geringeres als unsere Menschenwürde steht bei moralischen Entscheidungen auf dem Spiele, und eine fortgesetzte Auflehnung gegen das Sittengesetz muß mit einer fortschreitenden Zerrüttung des spezifisch Menschlichen im Menschen enden. Denn das Sittengesetz ist nicht von außen an den Menschen herangebracht, sondern es entspringt mit Notwendigkeit aus seinem innersten Wesen. Daher gelingt es uns auch trotz alles Sträubens nicht, seine Autorität als eine angemaßte abzuschütteln, sondern die Uebertretungen werden immer mehr oder weniger deutlich als eine verwerfliche Auflehnung empfunden.

Ob wir bei diesen Uebertretungen für uns selbst oder für „Kollektiveinheiten“, Familien, Aktiengesellschaften, Kirchengemeinschaften, Staaten und dergleichen handeln, ist prinzipiell völlig gleichgültig. Richter fragt: „Wer hat denn bei einer Verfassung wie der englischen die Verantwortung? Das Parlament, die Minister, das Volk?“ Nun, Jeder, der bei der Entscheidung mitwirkt, ebenso wie ein Richter innerhalb eines Kollegiums oder ein Geschworener für seine persönliche Beteiligung an der Sache sittlich ebenso verantwortlich ist wie ein Einzelrichter für sein Urteil. Die Welt kann freilich die Verantwortlichkeit der Beteiligten für das Ergebnis nicht nachprüfen, und für schwache Gemüter mag es ein gewisser Trost sein, Genossen des Unrechts zu haben. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß nicht die „Kollektiveinheiten“ als solche es sind, welche sittliche Entscheidungen treffen, sondern die Einzelpersonen, welche sie vertreten oder den maßgebenden Einfluß besitzen, und daß jeder Einzelne für den Einfluß, den er auf die Uebertretung der Verpflichtungen der „Kollektiveinheiten“ ausgeübt hat, persönlich die sittliche Verantwortung trägt.

Zu der bisher gegebenen Begründung der Verwerflichkeit von Uebertretungen des Sittengesetzes kommt aber noch etwas Anderes hinzu. Was den Menschen zum Handeln veranlaßt, ja zwingt, sind seine vielfachen Bedürfnisse, welche sich in seinem Triebleben geltend machen, und zu denen natürlich nicht nur die physischen, sondern auch die höchsten, wie z. B. die Befriedigung des künstlerischen Gestaltungstriebes, gehören. Die Nichtbefriedigung der Triebe ist mit Unbehagen oder Unlust, ihre angemessene Befriedigung mit mehr oder minder ausgeprägten Lustgefühlen verbunden. Auch in dieser Hinsicht steht aber der Mensch nicht isoliert da. Nur in der Gemeinschaft und durch die Gemeinschaft mit Anderen kann er hoffen, sich dem Ziele einer vollbefriedigenden Gesamtlage, welche ihm die Befriedigung aller seiner Bedürfnisse, auch der höchsten, gewährleistet, anzunähern. Nennen wir eine nach allen Richtungen hin befriedigende Gesamtlage Glück, so ist also das Glück ein soziales Problem oder ein soziales Ideal. Dieses Ideal, welches man etwa als allgemeine Wohlfahrt bezeichnen mag, ist es, welches der Sozialeudämonismus auf seine Fahne geschrieben hat, und wer wollte leugnen, daß es in der Tat etwas sehr Hohes und Schönes ist, das Glück der Menschheit oder auch nur möglichst vieler Menschen zu seinem Leitstern zu erwählen. Der Fehler des Sozialeudämonismus besteht nur darin, daß er aus der individuell immer sehr verschiedenen und der Natur der Sache nach stets unbestimmt bleibenden Vorstellung einer höchsten allgemeinen Wohlfahrt sittliche Normen, als Mittel zum Zweck, erst nachträglich ableiten will. In Wahrheit stehen aber, wie gezeigt wurde, sittliche Normen, nämlich die unabänderlichen Bedingungen der Gemeinschaft, ganz unabhängig von der Idee einer allgemeinen Wohlfahrt a priori fest. Zur allgemeiner Wohlfahrt stehen sie freilich in notwendiger Beziehung, nämlich in der, daß eine allgemeine Wohlfahrt im höchsten Sinne des Wortes ohne ihre uneingeschränkte Herrschaft ganz undenkbar ist, und daß jeder Fortschritt in der Richtung auf eine solche allgemeine Wohlfahrt ein Zunehmen wahrer Gemeinschaft, d. i. eine zunehmende Anerkennung jener Normen voraussetzt. Nennen wir den Idealzustand, dessen Vorstellung der Menschheit von jeher als Maßstab alles wahren Fortschritts gedient hat und in der Idee eines goldenen Zeitalters in die Vergangenheit, in der eines noch bevorstehenden Vollendungszustandes, sei es eines irdischen oder überirdischen (Himmel), in die Zukunft hineinprojiziert worden ist, das höchste Gut, so ist leicht zu sehen, daß diese Vorstellung zwei Faktoren enthält, von denen der erste, die uneingeschränkte Herrschaft des Sittengesetzes, d. h. die Vollendung der Gemeinschaft, den ersten, völlig bekannten, der zweite, die allgemeine Wohlfahrt, den zweiten, recht unbestimmt bleibenden und der Phantasie weiten Spielraum gewährenden darstellt.

Das Sittengesetz ist also die Grundlage auch für die höchsten Ideale und Hoffnungen der Menschheit. Um so schwerer muß, wo dies Bewußtsein lebendig ist, jede Verletzung desselben ins Gewicht fallen, umsomehr, als sie, wie gezeigt, weit über den Kreis der unmittelbar Beteiligten hinaus das Vertrauen zerstört und den wahren Fortschritt hemmt. Um so deutlicher wird andererseits dann auch jede Bewährung der Achtung vor dem Sittengesetz in ihrer Tragweite erkannt werden. Als eigentliche sittliche Grundforderung erscheint aber auf dieser Stufe, wo die Interessengemeinschaft der Menschen zum vollen Bewußtsein gekommen ist, die Gemeinschaftsgesinnung, oder in der Sprache der christlichen Ethik ausgedrückt, die Nächstenliebe. Wo sie wirklich vorhanden ist, da hört das Sittengesetz auf Gesetz zu sein. Das moralische Sollen, welches nach Kants tiefsinnigem Wort, soweit die intelligible Seite des Menschen in Betracht kommt, immer ein Wollen ist (vergl. Röm. 7, 19), ist dann tatsächlich in den Willen eingegangen. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.

Das höchste Gut erscheint nun freilich dem Menschen leicht als eine bloße phantastische Idee, mit der in der Wirklichkeit nicht gerechnet werden dürfe. Dieser Unglaube muß die sittliche Energie aufs äußerste lähmen; nur der Glaube an die Realität des Ideals kann dem Menschen die Kraft geben, alles an die Erwerbung der köstlichen Perle zu setzen. Woher kommt dieser Glaube? Die Wissenschaft kann ihn nicht geben, das Uebersinnliche und, wie man hinzufügen kann, Ueberverständige

liegt völlig außerhalb ihres Bereichs. Dieses nachzuweisen ist das Einzige, was die Wissenschaft für diesen Zweck zu leisten vermag und was zuerst Kant in der Kritik der reinen Vernunft geleistet hat. Nur auf unmittelbaren Erlebnissen kann sich der Glaube an die Realität des Ideals aufbauen. Auf das Zunächstliegende dieser Erlebnisse macht, energischer als Kant, Schiller aufmerksam, der seinen „himmlischen Glauben" aus ureigenster Erfahrung schöpft. In der Erscheinungswelt, das psychische Gebiet eingeschlossen, herrscht, so will es der ordnende Verstand, überall ein strenger Kausalnexus, und wie ein Alp legt sich gerade dem wissenschaftlich Gebildeten oft der Gedanke auf die Brust, daß auch das menschliche Tun, wie alles Naturgeschehen, im Grunde das Produkt einer blinden Notwendigkeit, der Mensch also auch ein bloßes Naturwesen sei. Im sittlichen Handeln aber erhebt sich der Mensch — dem Verstande ein Wunder — mit einem Schlage über die drückende Enge der Erscheinungswelt und wird sich bewußt, daß er dieser Welt und ihren Gesetzen, wenn es darauf ankommt, frei gegenübersteht und einer anderen Welt angehört, in welcher ganz andere Gesetze gelten. Im sittlichen Handeln kommt, so könnte man Schillers Meinung vielleicht ausdrücken, unter der Hülle der psychischen Erscheinungen ein Leben höherer Art, dem „ewigen" Leben im Johannesevangelium vergleichbar, zum Vorschein, welches uns „aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich" erhebt. Es würde eine dankbare Aufgabe sein, der Bedeutung, welche das Erlebnis der erhabenen „dämonischen Freiheit" für Schillers Weltanschauung besitzt und welche selbst von einem so scharfsinnigen Beurteiler wie Friedrich Albert Lange nicht gebührend gewürdigt wird, im Einzelnen nachzugehen und zugleich zu zeigen, daß die Wissenschaften mit ihrem Bestreben, die Erscheinungen berechenbar zu machen, eine vom Metaphysischen geradezu abführende Richtung verfolgen, daß wir also, um uns diesem zu nähern, zum unmittelbaren Erlebnis zurückkehren müssen. Doch würde das über den Rahmen dieses Aufsatzes weit hinausführen. Hier muß ich mich damit begnügen, zum Schluß festzustellen, daß die Lehre von den Bedingungen der Gemeinschaft, welche ich Ethik genannt habe, sich, je mehr man der Sache auf den Grund geht, desto deutlicher als das Kernproblem der ganzen praktischen Philosophie enthüllt und daher bei der Erörterung aller Fragen, die man zu den ethischen zu rechnen pflegt, nicht umgangen werden darf.

Wilhelm Koppelmann

Von jenseits der Ostgrenze

4

Ich bin heute Sonntag früh nach der Filialgemeinde gefahren, um dort Gottesdienst zu halten. Sie liegt etwa 17 Kilometer in Luftlinie nach Norden, und da die Landwege im Tauwetter unpassierbar sind, hatte ich 33 Kilometer zurückzulegen. Um 5 Uhr früh ging es los: ein trüber Regentag; eisig wehte der Wind durch Mantel und Pelz. Es ist noch so Vieles, was bei der Wagenfahrt an den Krieg erinnert: die abgebrannten Bauerngehöfte — manchmal ist nur noch der kleine Garten übrig, die Granatenlöcher, meist mit Wasser gefüllt. An den Chausseerändern hat Infanterie gelegen und sich eingegraben gehabt, und dort auf der Höhe ragen die beiden stumpfen Türme einer katholischen Kirche gen Himmel, beim Näherkommen sieht man, daß die Kirche ausgebrannt ist und in Trümmern liegt. Mein Fuhrmann erzählt mir, daß östlich der Kirche die Russen und westlich die Deutschen standen; das Landvolk floh in die Kirche. Da schlugen Granaten hinein; es gab eine Anzahl Tote. Nun flüchtete sich das Volk mit den beiden Priestern heraus. Sie lagen vier Stunden lang unter freiem Himmel auf der Erde, und über ihnen flogen die Geschosse hin und her. Das ganze Dorf und Gut ward zerschossen. Bald kommen wir an einem regelrechten Schützengraben mit Drahtverhauen und spanischen Reitern vorüber. Bei einem Wäldchen sieht man noch auf hohen Bäumen die Beobachtungskanzeln, von denen aus man das Artilleriefeuer lenkte.

Die Filialgemeinde ist ein kleines Grenzstädtchen, das vor Jahrzehnten einmal eine starke deutsche Einwohnerschaft gehabt hat. Ehe noch die polnische Industrie in Lodz und den anderen Zentren aufkam, gab es hier viele deutsche Handwerker, Weber, Färber, Hutmacher. Die Leinwand dieser Gegend hatte Ruf. Dann hat die Industrie sie brotlos gemacht. Die meisten Handwerkerfamilien wanderten nach Amerika aus, und das Deutschtum der Stadt ging zurück. Heute sind die Evangelischen, meist Kleinbürger, vielleicht 50 Familien, die ihr Häuschen, ihren Acker vor der Stadt haben, vielleicht auch noch ein Handwerk nebenbei betreiben. Der größere Teil der Gemeinde sind heute die Kleinbauern und Landarbeiter von den Dörfern und Gütern. Die Auswanderung aus dieser Gegend war bis in die letzte Zeit groß. Wenn man die alten Leute fragt: Wo sind eure Kinder? hört man zumeist: in Amerika. Die einen zogen die anderen nach sich.

Das Städtchen hat sehr gelitten. Ganze Straßenzüge sind in Trümmer gelegt. Aber das ist noch nichts gegenüber der preußischen Grenzstadt auf der anderen Seite des Flüßchens. Man hat den Eindruck, als wäre es den Russen darauf angekommen, diese Stadt ganz zu vertilgen. Nur ein Haus soll stehen geblieben sein. Die Einwohner, die zurückgekehrt sind, leben heute noch alle in Baracken. Es gab dort drüben eine überaus stattliche evangelische Kirche im gotischen Stil; es war, als sollte sie ein stolzes Symbol der deutschen Kirche an der Grenze des Russenreiches sein. Nur die Ruinen stehen heute noch, innen ausgebrannt; die beiden Türme, von Granaten durchlöchert, drohen zusammenzustürzen.

In unserer kleinen Kapelle ohne Orgel und Harmonium hat sich trotz schlechten Wetters und Weges die Gemeinde versammelt. Ein paar Granaten sind auch hier durch Dach und Mauer geschlagen. Der Mörtel der Decke ist fast ganz herunter gefallen, und der Regen tropft durch das Dach. Aber es ist immerhin ein gottesdienstlicher Raum, den Leuten lieb und geweiht durch heilige Erinnerungen. Ich erzähle ihnen davon, daß nun die Bruderliebe der evangelischen Kirche Deutschlands hinter ihnen steht; daß es nicht gilt zu verzagen und mutlos zu sein, sondern zu arbeiten und zu schaffen; daß eine neue Zeit für sie beginnt und jetzt gilt: Hebet eure Häupter auf. Sie haben viel durchgemacht in der Kriegszeit, und man sieht es ihnen an: es ist ein mühseliges und beladenes Volk. Alle vier Wochen haben sie in Friedenszeiten Predigtgottesdienst gehabt. Sonst liest ihnen der Kantor die Predigt. Es gibt wohl manche entlegenen Dörfer der Gemeinde, in die der Pfarrer in Jahrzehnten nicht gekommen ist. Aber sie haben trotzdem treue Kirchlichkeit bewahrt. Auch die Lesegottesdienste sollen gut besucht sein. Zu Hause haben sie fast alle ihre alten Predigtbücher aus Vorväterzeit. Die sind ihr Halt und ihre Stütze gewesen.

Es wurden noch ein paar Kranke besucht, und dann ging es heimwärts. Langsam mahlen die Räder des Wagens in dem aufgeweichten Wege, der sich hier Chaussee nennt. Soweit das Auge reicht, kahles Flachland, hier ein paar Birken, dort eine Weide, nicht geschlossene Dörfer, sondern weithin zerstreute Einzelgehöfte, und über dem allen ein grauer, trüber Himmel, eine Landschaft ernst und schwer, ohne Licht und Sonne. Die Rheinländer, die hier stehen, sagen manchmal: Was für ein Land! Hier wird es niemals Frühling. Aber aus den Lüften tönt der Wildgansschrei, und die ersten Stare singen ihr Frühlingslied.

Brunau

Aus Briefen eines französischen Kriegsfreiwilligen

2. Von der Front

Sonntag, den 11. April

. . Hier ist schon viel gekämpft worden. Ueberall zerstörte und verbrannte Dörfer. Es ist furchtbar traurig.

Aber ich bin bereit. Ich kenne keine Furcht. Ich lebe in Frieden. Es ist mir ungemein wohltuend zu wissen, daß die Gebete und die Gedanken derer, die mich lieben, mich überallhin begleiten.

. . Gar oft denke ich an das kommende Frankreich, das aus diesem „Befreiungskrieg" erstehen wird. Es muß seine Pflicht begreifen, menschlich zu sein. Jeder muß wissen, was er ist und was er tut; alle müssen im Bewußtsein der Pflicht leben. Nicht eine Pflicht haben, weil man lebt, sondern leben, weil man eine Pflicht hat; so weit man sie hat und sie kennt, für sie leben . . .

Anbei einige Veilchen von hier: der Frühling ist überall derselbe, wohltuend, erfrischender Bote der Hoffnung.

Sonntag, den 18. April

Heute hätte ich gerne einem Gottesdienste beigewohnt, denn es ist sicherlich einer irgendwo in diesem Abschnitt abgehalten worden. Aber ich konnte mich dessen nicht vergewissern. Es hätte mir auch nichts genützt, denn wir können zu jeder Stunde den Befehl zum Vorrücken erhalten, und die Leute dürfen sich darum nicht mehr als 500 Meter vom Quartier entfernen.

Ich muß gestehen, daß diese lange Ruhe mir schwer fällt und daß ich gerne etwas tun möchte. Umsomehr als man wieder die Kanonen von Verdun hört und es ein schrecklicher Gedanke ist, daß, während man untätig daliegt, ganz in der Nähe Andere sich töten lassen.

Eingedenk derer, die gekämpft haben und gefallen sind, angesichts der ungeheuren Kraftanspannung, die geschehen ist, denke ich immer mehr an das kommende Frankreich, an das göttliche Fankreich, das werden muß. Ich würde mich nicht schlagen können, wenn ich die Hoffnung auf die Geburt dieses Frankreich nicht hätte, für das es sich lohnt zu töten und zu sterben.

... Für mich hat das Soldatenleben alles vereinfacht. Die Dinge haben ihren wahren Wert erlangt, ihre volle Bedeutung. Schwierigkeiten, die mir fast unüberwindlich schienen, sind verschwunden. Geistige Opfer, die ich niemals bringen zu können glaubte, haben sich fast von selbst ergeben, schmerzlos. Und es bleibt mir eine neue Lebenskraft, ein ungestümer Tatendrang. Und dann immer der innere Friede.

Doch dieser Friede, diese Beruhigung über mich und meine Lieben, ängstet mich, denn sie ist zu oft nur menschlich, d. h. sie ist Schwachheit, Ergebung, während sie das Vollbewußtsein einer bestimmten Pflicht, einer wirklichen Kraft sein sollte. Und so bete ich denn oft für mich und die, die ich liebe: „Herr, unser Gott, unser Vater, beuge unsre Herzen, damit sie nicht wie stille Wasser werden. Laß uns nicht uns einwiegen in feige Sicherheit, in untätige Ruhe, indem wir glauben, daß dies der Friede sei. Gib vielmehr unserm Herzen die Kraft zu leiden, tief mitzuempfinden mit allem Leid, sich aufzulehnen gegen alle Ungerechtigkeit, zu erzittern beim Ruf jeder edlen und heiligen Sache. Herr, unser Christus, dein Sohn, hat gelitten, hat geweint über den Tod eines Freundes, über den Ungehorsam deines Volkes. Er hat geweint über sein Werk, das mit seinem irdischen Leben ein Ende zu nehmen schien. Aber er hat stark und menschlich genug gelebt, um uns Menschen sagen zu können: Ich bin das Leben. Laß, Herr, unsre Seelen lebendig werden. Dann wird dein Friede über sie kommen, nicht wie der Schnee, der einschläfert und erstarren macht, sondern wie die Wärme der Sonne, die in den Adern der Erde die Triebe erwachen läßt. Herr, dein Friede sei mit uns, dein Friede und nicht der Friede der Menschen. Amen."

[Brief an die „Pfadfinder"-Gruppe, die er in Montauban gegründet hatte]

Meine lieben Freunde, 22. April 1915

Von der Front, wo ich oft an euch denke, sende ich euch eine Botschaft herzlicher Aufmunterung. Ihr habt eine herrliche Aufgabe vor euch. Eure Väter, eure Brüder, eure Freunde haben sich geschlagen und schlagen sich noch, um den Boden Frankreichs zu beschützen und besonders um den französischen Geist obsiegen zu lassen, der die Geradheit, die Gerechtigkeit, die Freiheit liebt. Sie werden ihm nach außen zum Siege verhelfen; ihr werdet dafür zu sorgen haben, daß er der Geist unseres gesamten Vaterlandes werde, daß jeder Franzose nur noch ein Ideal kenne: das Reich der Gerechtigkeit herbeizuführen.

Beim Anblick der Soldatengräber sagte ich mir oft: „Sie haben nicht ihr Leben geliebt, sie haben nicht den Tod gefürchtet." Ihre Pflicht war, zu sterben, wenn es galt. Als man ihnen sagte: „Auf zum Sturm!", sahen sie die Feinde hinter den Schießscharten liegen, bereit sie unfehlbar niederzuschießen, und sie sind ohne Zögern vorangestürmt. Viele sind gefallen; die Anderen haben gesiegt.

Eure Pflicht ist zu leben. Nicht wie Pflanzen oder Tiere, die sich leben lassen, aber wie Menschen, die ein Ziel vor sich haben und die kämpfen, um es zu erreichen. Unsre Brüder hatten keine Angst vor dem Tode; fürchtet euch nicht vor dem Leben. Leben heißt für euch so gesund, so kräftig wie möglich sein; so gerade, so treu, so hilfsbereit, so rein wie möglich sein. Das heißt täglich eine ungeheure Anstrengung machen, nicht um eine gute Tat zu vollbringen, sondern einzig und allein gute Taten. Das heißt rechte „Pfadfinder" sein: Leute, die den Andern den Weg zeigen, ihnen zeigen, wie man leben soll, und wo man die Kraft findet, gut zu leben.

Wenn ihr diesem Ziele nachstrebt, werden eure Brüder nicht vergeblich gelitten haben, und ihr werdet das Recht haben, eurerseits „die Laufbahn zu betreten".[1]) So sei denn euer Wahlspruch: „Treue bis an den Tod." Bis an den Tod, d. h. während unseres ganzen Lebens wollen wir treu halten zu dem, der uns gezeigt hat, was ein Menschenleben sein kann und soll, treu halten zu Christus, dem großen Pfadfinder.

Ich wünsche euch allen, so leben zu können.

Euer Freund und Pfadfinder-Genosse.

26. April

Die Frage, die mich am meisten beschäftigt, ist die nach der Rechtmäßigkeit dieses Krieges. Ich habe das Vertrauen, daß unsre Sache gut und gerecht ist und daß wir das Recht auf unserer Seite haben. Aber dieser Krieg muß fruchtbar werden. Aus all dem Sterben muß neues Leben sprießen zum Wohle der Menschheit. Ich denke ohne Unterlaß an das Frankreich von morgen, dieses Jungfrankreich, das seine Stunde erwartet. Es ist unerläßlich, daß es ein geweihtes Frankreich werde, wo Jeder nur einen Daseinszweck kennen wird: die Pflicht. Man wird nur soweit leben können, als man seine Pflicht kennt und kämpft, um sie zu erfüllen. Und uns Protestanten, oder vielmehr uns „Gläubigen" fällt die Aufgabe zu, dieses neue Leben der Welt zu offenbaren.

Unsre Pflicht ist, Apostel zu sein. Sie ist klar, Christus hat sie uns gewiesen: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Vollkommen, in uns: das bedeutet, unsre Persönlichkeit weiterbilden bis zum Ende, aus ihr herausholen, was sie geben kann; sie vorwärts bringen bis zum vollkommenen Ebenbilde Christi. Und dann, vollkommen in den Andern (denn, nicht wahr? wir glauben doch mit all unseren Kräften an die Gemeinschaft der Heiligen), und das will heißen: für sie beten, auf daß sie ihr Gewissen und ihren Willen dem königlichen Willen Gottes unterwerfen.

27. April

Du kannst es dir gar nicht ausdenken, wie intensiv mein Leben jetzt ist, in diesen Stunden der Ruhe, diesen gesegneten Stunden meines Lebens, wo die gewollte, durch hergebrachte Formen und Schranken festgelegte Arbeit ersetzt ist durch die freie Entwicklung meiner Seele.

Ich hatte oft von dieser Stunde geträumt, in der ich in die Wirklichkeit eintreten würde. Aber ich glaubte nicht, daß sie so bald kommen würde. Und jetzt genieße ich sie von Grund aus.

Das Einzige, was ich bedaure, ist, daß mir die Zeit fehlt, um meine Gedanken zu sichten. Das wird natürlich kommen, allmählich, und die Zusammenhänge meiner Gedanken werden lebenskräftig, organisch und nicht mehr künstlich sein. Aber es fehlt mir die Ruhe, um richtig zu beten!

Bete du für mich und bitte Gott, er möge mir die nötige Geduld geben, um jetzt die Stunde zu erwarten, ins Feuer zu kommen, sie gut zu erwarten.

28. April

Es ist in solchen Augenblicken unendlich wohltuend, zu fühlen, daß andere Seelen um uns und hinter uns stehen, die dasselbe Willensziel haben wie wir, die denselben „Zug nach dem Stern" einhalten.[1]) Andere werden, wenn es uns versagt bleibt, weiterarbeiten an dem großen Werk der Eroberung der Welt für ihren König, für unsern König. Andere werden die Fackel hochhalten, die wir selbst voranzutragen träumten.

Andere — — Aber mein Glaube an das Leben, an seinen Wert, ist doch zu groß, um bei diesem Gedanken stehen zu bleiben. Ich will mich nicht für den Tod vorbereiten, aber für das Leben. Für das ewige Leben wohl, aber unmittelbarer für das irdische. Gewiß, wenn ich zurückkomme, muß ich, wie Alle, ein Anderer werden; ich werde nicht mehr das Recht haben, das zu sein, was ich vorher war; denn sonst, was hätte dieser Krieg genützt? Haben wir nicht die Zuversicht, daß er die Menschheit erneuern soll? Und ist es nicht unsre Pflicht, vor allem uns selbst erneuern zu lassen?

Unsre erste Aufgabe, scheint mir, wird die sein, den Begriff unseres Amtes unendlich zu erweitern und auszubauen. Pfarrer, ja freilich (ich meine die Bezeichnung in dem Sinne, den sie gemeiniglich heute hat, d. h. Leiter, Prediger, Berater einer Gemeinde) das sollen sie sein, auch Missionare. Aber wir müssen mehr sein als das: Menschen; noch mehr, Apostel. Wir müssen ausstrahlen, weit über unsre Umgebung hinaus, Alle um uns scharen, die guten Willens sind. Noch mehr: wir müssen darum kämpfen, daß jeder Wille, mit dem wir in Berührung treten, ein guter Wille werde.

Da ist vor allem unsere Predigt, die geändert werden muß. Was in ihr leere Formeln sind — sie mögen noch so schön sein und noch so sehr dazu geschaffen gewesen sein, den Seelen zum Leben zu helfen, — was an diesen Formeln leer ist, weil unsere philosophische oder religiöse Geistesrichtung oder unsere Erfahrung oder unsere Lebensanschauung sie überholt und ihren Rahmen gesprengt hat, — all das muß verschwinden. Und was wir an die Stelle setzen werden, wird nicht weniger groß, nicht weniger schön, nicht weniger wahr sein, wenn wir es im tiefsten Grunde unserer mit Gott vereinten Seele suchen. Und es wird nicht weniger christlich sein, weil der Geist Christi ein lebendiger Geist ist, der sich entwickelt und nicht in eine sich immer gleich bleibende Form gebannt ist.

Unsre Seelsorge wird vor allem mit der Sorge um die Jugend gepaart sein müssen. Freilich werden wir immer und ohne Unterlaß von Trost und Hoffnung sprechen müssen. Aber unsre Kirche soll nicht eine Zufluchtsstätte für getäuschte Hoffnungen und Besiegte sein; man muß vor allem vom Leben reden, das sich in ein Wort zusammenfassen läßt: Pflicht. Restlose Hingabe an die Pflicht, die Pflicht ohne Einschränkung, das soll das Leben der neuen Menschheit sein.

Roclincourt, 4. Mai

Es sind mehrfache Erfahrungen, die ich zu meiner Freude gegenwärtig machen darf.

Zunächst, die Erfahrung mit den Menschen. In diesen Stunden, wo man alle Augenblicke sein Leben aufs Spiel setzt, zeigen sie sich, wie sie sind. Jetzt prahlt keiner mehr weder mit dem Guten noch mit dem Bösen. Was an ihnen Angelerntes, nur Maske war, dies alles verschwindet und es bleibt nur der Mensch. Und so lernt man die Seelen kennen unter Bedingungen, wie sie sich wohl nie wieder finden werden.

1) Zitat aus der Marseillaise: „Nous entrerons dans la carrière, quand nos aînés n'y seront plus."

1) La Marche à l'Etoile (d. i. der Zug der Weisen aus dem Morgenlande), Titel eines in den Kreisen der christlichen Vereine verbreiteten Musikwerkes.

Dann, die Erfahrung mit der „Gemeinschaft der Heiligen“. In keinem Augenblicke fühlte ich mich je so nahe den Meinen und all denen, die ich liebe: nie hätte ich gedacht, daß wir trotz der Entfernungen so eng mit denen verbunden sein könnten, die mit uns kämpfen. Dies gilt auch von einigen Freunden, insbesondere den „Freiwilligen“ und von denen, die ohne „Freiwillige“ zu sein, gleichfalls geantwortet haben: „Hier bin ich, Herr, sende mich.“ Und dies hat mich zu der schönsten meiner drei Erfahrungen geführt: zu dem einzigen und wunderbaren Werte des Gebets.

Glaubst du nicht, daß, wenn unsre Betstunden am Montag Morgen oft so frostig waren, es daran lag, daß man „Gebete verrichtete“ statt zu beten? Lies Römer 8, 26, 27.

5. Mai

... Ihr wünschet, daß diese Prüfung mir viel geben möge. Ich danke euch. Schon spüre ich die Aenderung, die in mir vorgeht. Das abstrakte Wesen, das in mir war, bröckelt allmählich ab ... Manche geistige Wirklichkeit, die nur Schatten war, ist Fleisch und Blut geworden, dank einer Erfahrung, die ich immer wieder mache. Ich lerne leben.

Jetzt aber naht die ernste Stunde. Morgen oder übermorgen werden wir angreifen; wir sollen mit der blanken Waffe vorgehen, und der Sturm wird schrecklich sein. Denn es gilt nicht nur einen Graben zu nehmen, sondern einen Vorsprung von mehreren Kilometern zu gewinnen. Wenn ich falle, wisset, daß ich ohne Furcht und in Frieden gestorben sein werde ... Ich wünsche mir nur Eines: daß die schwachen geweihten Kräfte, die ich in mir fühlte, auf die übergehen möchten, die ich geliebt habe, die meine Ziel- und Arbeitsgenossen waren.

8. Mai

Seit Donnerstag Abend bin ich in den Schützengraben zurückgekehrt, aber in dem Bewußtsein, daß der große Angriff bevorsteht. Und seither lebe ich in banger Erwartung der kommenden Stunde. Aber ich habe den Frieden, ich fürchte nichts; ich werde meine Pflicht zu tun wissen, mit Gottes Hilfe.

Die Beschießung wird immer heftiger. Heute besonders schießt die Artillerie ohne Unterbrechung, und man hört nichts als den Lärm der Granaten; sie pfeifen durch die Luft, direkt über dem Schützengraben, wie ein großes herzzerreißendes Schluchzen; dann krepieren sie dort mit einem trockenen Krachen und alles fliegt in die Höhe: Erde, Holz, Eisen; und dann kommen die Splitter bis zu uns und fallen auf allen Seiten nieder. Man denke, daß es nur der fünfzigste Teil der uns umgebenden Artillerie ist, die jetzt schießt! Was wird es sein, wenn alles auf einmal zu speien anfängt? Auch habe ich gute Hoffnung: der Sturm kann nicht mißlingen. Es wird Verwundete geben und Tote, aber wir werden voran kommen, und weit ...

[Dieser Brief fand sich unvollendet in seiner Tasche als man ihn Tags darauf vom Schlachtfelde wegtrug. Dabei ein am 5. Mai geschriebenes Testament, das mit folgenden Sätzen schloß:]

Wisset, daß ich beim Abschiednehmen, mich selbst prüfend, ohne Selbstüberhebung, aber auch ohne falsche Scham sagen zu können glaubte: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten.“ Und ich wünschte, daß alle meine Freunde, alle, die zu jeder Stunde mit mir leben und deren Herz mit dem meinen schlägt, das Wort unsrer Hoffnung wiederholen könnten: „Ich lebe und ihr sollt auch leben.“ —

Verschiedenes

Der Anerbe. Von Diedrich Speckmann. Berlin, Warneck 1914. 410 S. 3,50, gebunden 4,50 Mk.

Der Golem. Von Gustav Meyrink. Leipzig, Kurt Wolff. 501 S. 3,50, kartonniert 4, gebunden 4,50 Mk.

Das Gänsemännchen. Von Jakob Wassermann. Berlin, S. Fischer. 606 S. 6, gebunden 7,50 Mk.

Jans Heimweh. Von Selma Lagerlöf. München, Albert Langen. 310 S. 4, gebunden 5,50 Mk.

Lebenssucher. Von Lily Braun. Ebenda. 444 S. Preis 5, gebunden 6,50 Mk.

Speckmanns behagliche Phantasie trabt gemächlich durch Geest und Marsch der Elbniederung und malt mit friedsamem Humor und liebenswürdigen Einzelzügen Menschen-Irren und Lieben; durch den wackern Imker, dessen Bienen durch das ganze Buch summen, wird schließlich alles in gefühlvolle Ordnung gebracht.

Meyrinks Begabung für das Spuk- und Gespensterhafte macht phantastisch und faszinierend, traumhaft und grotesknaturalistisch zugleich, Unsinn mit Tiefsinn verschlingend das Judenviertel Alt-Prags lebendig.

Wassermann stellt in seinem reichen Werk einen genialischen Musiker in den Mittelpunkt, wie Romain Rolland in seinem Jean Christophe. Herrscht bei diesem Geist und Klarheit, so hier gewaltigeres Wogen des Gefühlslebens bis in die Tiefen künstlerischer Besessenheit und verwirrender Leidenschaft. Gibt Rolland seine Personenfülle mit mehr Naturwahrheit, so Wassermann mit größerer Originalität, ja Barockheit. In gewaltige, dem Verstand unmeßbare Tiefen des Seelenlebens hinabtauchend, packt Wassermanns Darstellung des Menschenwesens und Unwesens das Herz mit tiefem Schaudern; aber wenn er seinen Helden zur entsagungsvollen Reife führt, so sind die Dämonen, die durch das Werk spuken, zu machtvoll gezeichnet, um dem zwar menschlich versöhnlichen, aber der tiefen Tragik dieses Charakters nicht entsprechenden Schluß die volle Wahrheit zu sichern.

Selma Lagerlöf dichtet das hohe Lied der Vaterliebe, aber in fast abstrusen Bildern; durch eine lange, eintönige Geschichte von Geisteskrankheit führt sie zu einigen ergreifenden Szenen, wobei dann der Irrsinn des Vaters, dem Sehnsucht und Liebe um die ferne Tochter den Verstand gestört haben, beinahe als Tiefsinn erscheint.

Während in diese Romane kein Klang der aufgeregten Zeit hineindrang, sucht Lily Braun Früchte vom Baum der Gegenwart zu brechen, leider hascht ihre hastige Hand nach unreifen. Das Deutschland vor dem Kriege wird mit dem Pinsel Sudermanns und den Farben des Kinos gemalt und dann, wie auf ein grellbuntes Postament, wird eine Büste in der Frisur Walther Bloems daraufgestellt. Das Ganze soll veranschaulichen, wie einer, der in Berlin W. usw. das Leben vergeblich gesucht hat, es in der Idee des Vaterlandes und dem Tode dafür findet. Die beredte Schriftstellerin spricht, aber nicht eine Dichterin. Gerhard Heine

Kleine Mitteilungen. Haben unsre Leser in ihren Zeitungen die Worte des Münchener Polizeipräsidenten gefunden, mit denen er dem leichtsinnigen Publikum ins Gewissen redet? Publikum — anders kann man das nicht ausdrücken; Volk, deutsches Volk, Menschen mit Seele sind das nicht. Unsereiner in der kleinen Stadt kann sich ja keine Vorstellung davon machen. Minderwertiges genug bringt wohl auch hier der Krieg zu Tage. Und die Stimmen derer, die den Krieg als Erzieher nicht genug preisen konnten, fangen an zu verstummen. Kein Zweifel, daß der ernste Mensch bereichert, gereift und gefestigt wird in dieser Kriegsschule. Aber die Massen! Ja das sittliche Problem der Masse. Mögen die, welche Einfluß haben und Verantwortung tragen, überall ihre Schuldigkeit tun. In Gotha haben sich die Pfarrer und Kirchenvorsteher in einer sehr offenen und würdigen Ansprache an die Bürgerschaft gewandt. Dergleichen sollte überall geschehen. Wenn der Krieg noch lange dauert, werden die üblen Begleiterscheinungen, die ihm anhaften, immer stärker auftreten. Es handelt sich wirklich nicht nur um die Ernährung.

Von Ausschreitungen der Frauenmode ist viel zu lesen gewesen. Auch davon hat unsereiner nichts zu Gesichte bekommen. Aber sehr wertvoll und belehrend war uns, was Gertrud Bäumer im Maiheft der „Frau“ darüber geschrieben hat. Vor allem, daß die Frauen, welche die neuen Schnitte tragen, ja niemals die Mode machen, daß die immer schon ein halbes Jahr vorher gemacht ist. Von wem? Jedenfalls gilt es, mit Urteil und Reform zu den Quellen vorzudringen. Aber das müssen dann eben auch die Frauen selbst. Sie dürfen sich nicht zwingen lassen, zu tragen, was der Ernst der Zeit ihnen verbietet. Sie brauchen darum keine Trauerkleider zu tragen. Das wäre schrecklich, wir haben es nicht nötig. Es wäre unwahr und unnatürlich. So gut wie die Frühlingsnatur draußen auch unter den Todesschrecken blüht, darf die Lebenskraft und Lebenslust der Menschen immer neu und frei sich äußern mitten im Ernst des Krieges, einfach weil sie da ist. Aber mit Sinn, Anstand, Geschmack und Echtheit. — Es wird niemand meine Bemerkungen dahin verstehen, als wollte ich etwas gegen die Trauerkleidung derer sagen, die einen lieben Angehörigen verloren. Die gebrauchen auch ein Menschenrecht.

Daß allerlei Lebensbedürfnisse knapper werden, darüber werden wir, wenn Gott nur unsre Ernte segnet, schon hinwegkommen. Das Schwerste für unser Volk bleibt nur die ungleiche Verteilung von Mangel und Ueberfluß. Wenn da die Organisation dreinfahren könnte! Wir werden doch noch sozialistischer werden müssen. — Eins aber liegt mir besonders zu sagen am Herzen. Alle Verbesserung unsrer Organisation wird nicht hindern, daß viele und schwere Fälle durch das Netz der Fürsorge hindurchschlüpfen. Je länger der Krieg dauert, desto mehr Anlaß wieder zur schlichten Privatwohltätigkeit. Kümmre dich um deinen Nachbarn! Kümmre dich um deinen Lieferanten und Handwerker! Wieviele geraten in vorübergehende oder zunehmende Schwierigkeiten, wo eine hilfreiche Hand von vermögender Seite ihnen wirksam helfen könnte: ihre Existenz wäre gerettet; aber aller offizielle Wille reicht nicht aus, reicht nicht an ihre ganz besondre Gefahr heran. Das sollte man alle Sonntage der Gemeinde predigen und selber darnach tun. Der Sozialismus ist eben auch nicht das Allheilmittel. Menschen, die das Herz auf dem rechten Fleck und offne Augen haben, müssen überall im System mitten dazwischen sein. Menschen mit Gemeinsinn und Barmherzigkeit. R

Aus Siebenbürgen. Die Landeskirchenversammlung der evangelischen Kirche in Siebenbürgen hat auf ihrer Kriegstagung in Hermannstadt am 12. Mai folgenden Beschluß gefaßt:

„Die Landeskirchenversammlung spricht in tiefernster Zeit, wo in „gewaltigem Ringen der Völker auch unser Vaterland das Höchste leistet, „allen Gliedern der Landeskirche, den Einzelnen wie den Gemeinden, „darunter auch den fern in Amerika weilenden Gliedern unserer Kirche „für alles, was sie im Dienst des Vaterlandes getan, Dank und Anerkennung aus und fordert sie auf, im Hinblick auf die neuen großen „Aufgaben, die auch uns die Zukunft bringen wird, alle Kräfte einzusetzen, um im Geiste des Evangeliums auch fürderhin die uns von „Gott auferlegte Pflicht hier zu tun, darum

„in der gesamten Jugend, durch Schule und Haus, vor allem „auch durch die Bruder- und Schwesterschaften, fleißige Hände, klaren „Blick, reine Herzen, festen Willen zu erziehen, überhaupt

„die Formen der kirchlichen Ordnungen mit Leben zu erfüllen, „indem in wachsend tätiger Teilnahme Aller an den Arbeiten der Kirche,

„was schädlich unter uns und ungesund ist, ausgemerzt, der Mißbrauch „der geistigen Getränke bekämpft, Volkskrankheiten, die der Vermehrung „und Erstarkung des Volkes entgegenstehen, zurückgedrängt und über„wunden, der von den Vätern ererbte Boden gewahrt und gemehrt, alte „Tracht und guter Brauch erhalten, in einfacher Lebensführung noch „Mittel erübrigt werden, für verlassene Kinder zu sorgen, den Armen „und Kranken beizustehen, mit Hilfe der Frauenvereine die helfende Liebe „in des Heilands Namen zu einem Band der Gemeinschaft zu machen,

„auf daß ein Geschlecht erwachse, fromm und frei und bereit, in „Kirche und Haus dem Glauben der Reformation und dem ererbten „Volkstum treu, ohne Menschenfurcht Gott zu bekennen, den Heiland „im Herzen das reine Gotteswort durch reinen Wandel und christliche „Nächstenliebe zu bewähren, in rechter Zucht der Gemeinschaft sich einzufügen, opferbereit die eigene Kraft in den Dienst des Volkes und „Vaterlandes zu stellen

„und jeder so an seinem Teil mithelfe, dem Gottesreich auf „Erden eine bleibende Stätte zu bereiten."

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Goslar Mittwoch den **14. Juni**

Vormittags 9 1/2: Lic. Dr. **Paul Rohrbach** über **„Nationalistische und idealistische Weltpolitik".**

Dienstag den 13. Nachmittag 5 Uhr Verein für religiöse Erziehung. — Abends von 8 an zwangloses Zusammensein. Mitteilungen.

Mittwoch den 14. früh 9 Notwendiges Liebeswerk. (Geschäftliche Sitzung; Sachliches kommt am Abend vorher und in der Generalversammlung zur Sprache.) — Nachmittag 6 Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein: Dr. Linde und Dr. Witte. — Abends 8 Ordentliche Mitgliederversammlung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt. Fortsetzung am Donnerstag Vormittag.

Für diese Mitgliederversammlung bedürfen Gäste der Einführung. Die übrigen Veranstaltungen sind frei zugänglich.

☞ Teilnehmer sind dringend gebeten, sich **bis 7. Juni** beim Haus Achtermann fest anzumelden, mit möglichst genauer Angabe der beabsichtigten Bleibezeit, ferner mit Bestellung des Mittagessens am 14. (2 Uhr, zu 3 Mk. das Gedeck), auch mit etwaigen Wünschen für die Wohnung (Höchstpreis). Soweit der Achtermann nicht Zimmer genug bietet, wird er für anderweites Unterkommen sorgen. Wer sich nicht rechtzeitig angemeldet hat, darf auf Versorgung nicht rechnen. Brotkarten brauchen nicht mitgebracht zu werden.

Altona. Montag 5. Juni 4 Uhr im Kaiserhof: Der Christus für unsre Zeit. Pastor Castens-Henstedt.

Verein für religiöse Erziehung

Dienstag den **13. Juni** 5 Uhr **Goslar** im Achtermann

Jahresversammlung: 1. Bericht über die Tätigkeit der Internationalen Vereinigung freichristlicher Frauen. — 2. Aussprache über die Frage: „Wie wirkt der Krieg bereichernd und umgestaltend auf den Religionsunterricht ein?"

Gäste willkommen nach vorheriger Anmeldung bei Frl. Lic. Carola Barth, Frankfurt a. M., Niedenau 52.

Der Vorstand

Tüchtiger, evangelischer **Hauslehrer und Erzieher,** Philologe oder Theologe (evtl. Kriegsbeschädigter), zu zwei Knaben im Alter von 7 und 9 Jahren für sofort aufs Land gesucht.

Meldungen mit Empfehlungen und Gehaltsansprüchen erbeten an

Frau Dr. Liebrecht,
Haus Tervoort b. Mörs (Niederrh.)

1—2 **erholungsbedürftige** oder schwierige **Kinder** finden liebevolle Aufnahme und verständnisvolle Erziehung bei **Pfr. Val. Nuesch, Roggwil** (Bern).

Als **Privatsekretärin** sucht Dame aus bester Familie Betätigung. Suchende besitzt rasche Auffassungsgabe, ist zuverlässig, sprachlich gebildet, hat Stenographie und Maschinenschreiben erlernt. Bekleidete Jahresstelle als Sekretärin bei Gelehrten. Vorher Erzieherin mutterloser Kinder und Leiterin des Haushaltes. Würde auch gerne wieder ähnlichen Vertrauensposten übernehmen. Vorzügliche Zeugnisse und und Empfehlungen. Gef. Off. zu richten an **Frl. R. Marget, Zell i. W.** (Baden).

Herr Generalsup. D. Jacobi
hat unsern

Heimatgruß zum Pfingstfest

(an unsere Feldgrauen)
verfaßt. — 24 Seiten Briefformat in steifem Umschlag.

Probeexpl. gegen 10 Pfg. portofr. 50 Expl. je 9 Pfg., 100 je 8 Pfg., 500 je 7 Pfg., 1000 je 6 Pfg.

Stiftungsverlag in Potsdam

Neue Wege im Konfirmanden-Unterricht!

P. Dr. K. A. Busch, Ins Leben hinaus

Dresden-N, Joh. Schreitmüller 70 S. 60 Pfg.

NEUIGKEITEN

aus dem Verlag von

J. C. B. MOHR (Paul Siebeck) und der H. LAUPP'schen Buchhandlung

in TÜBINGEN

Lic. **Hermann Mulert**
Privatdozent an der Universität Berlin

Christentum und Kirche in Rußland und dem Orient

(Religionsgeschichtliche Volksbücher IV. Reihe 22./23. Heft)

Klein 8. **1916.** 1 Mk., gebunden 1 Mk. 30 Pfg.

Dīpīka des Nivāsa

Eine indische Heilslehre

Aus dem Sanskrit
von
D. Rudolf Otto
Professor an der Universität Breslau

8. 1916. Mk. 2.40

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem **Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte** Nr. 80

Die Schrift enthält reine Gottesmystik; vermischt mit liebenswürdiger und phantasievoller Mythologie, gibt sie einen vollen geschlossenen, streng systematischen Aufriß der gesamten buddhistischen Theologie und Philosophie.

Theologische Arbeiten

aus dem

Rheinischen wissenschaftlichen Prediger-Verein

In Gemeinschaft mit den übrigen Vorstandsmitgliedern Superintendent D. **Hafner**, Generalsuperintendent **Klingemann**, Geh. Konsistorialrat Lic. **Mettgenberg**, Pfarrer **Theile**
herausgegeben von
Professor D. **Simons**

Neue Folge
Sechzehntes Heft
Groß 8. **1916.** Mk. 6.—

Inhalt:

Bockmühl, Der Brief des Wassenberger Prädikanten Dionysius Virme an Luther und sein Abendmahlstraktat. Rodewald, Aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges in der hinteren Grafschaft Sponheim. Bungenberg, Neue Wege in der Behandlung der biblischen Geschichte. Rotscheidt, Bibliographie des Jahres 1914.

Hieraus einzeln:

Neue Wege in der Behandlung der biblischen Geschichte

Von
Th. Bungenberg
Pastor und Kreisschulinspektor in Inden bei Jülich

Groß 8. **1916.** Mk. 1.—

Zur Reichsbuchwoche:

Schriften d. Hof- u. Dompredigers Lic. theol. Br. Doehring:

Gott, das Leben und der Tod

Drei Kriegsvorträge, gehalten im Dom zu Berlin
1. Glaube und Unglaube. 2. Der Sinn des Lebens. 3. Das Rätsel des Todes.
Siebentes bis zwölftes Tausend. Hübsch kart. Mk. 0,50

„Sprachlich glänzend — inhaltlich reich und tief — in vornehmer Ausstattung." [Ev.-Kirchl. Anzeiger 14, 52]

Die Religion des Schlachtfeldes

Eindrücke und Gedanken, gesammelt auf den Schlachtfeldern des Ostens

„— enthält eine solche Fülle tiefer Gedanken, z. B. über den Sinn des Lebens, über den Unterschied von „Sein" und „Leben", wie wir sie auf so kurzem Raum selten beieinander gefunden haben." [Braunschw. Landeszeitung]

Hübsch kart. Mk. 0,50

Von beiden Schriften je 20 Exempl. zu 45 Pf., 50 Exempl. zu 40 Pf., 100 Exempl. zu 35 Pf., auch gemischt.

Berlin W 35 **Reuther & Reichard**

Vielbegehrt

ins Feld und darum besonders geeignet zur Versendung in der Reichsbuchwoche:

Von der Hexe, die eine Heilige war
Von Agnes Günther 1913 Mk. 1,50

Christenglaube in Krieg und Frieden. 1. Im Krieg
Von Martin Rade 1915 Mk. 1,30

Zwei Schicksalsfragen: 1. Vom Schicksal der Werte 2. Vom Werte des Schicksals
Von Paul Jaeger 1916 Mk. 1,--

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder nach Einsendung des Betrages zuzüglich Porto (Postscheckkonto Frankfurt-M. 9807) direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W 35

Soeben erschienen!

Vaihinger, Geh. Rat Prof. Dr. **H.**, **Der Atheismusstreit gegen die Philosophie des Als Ob** und das Kantische System. M. 1.—

Kraus, Dr. phil. **Emil**, **Der Systemgedanke bei Kant und Fichte.** M. 2.50

Bauch, Prof. Dr. **Br.**, **Der Begriff der Nation. Ein Kapitel zur Geschichtsphilosophie.** Vortrag, gehalten in der Staatswissenschaftlichen Gesellschaft zu Jena. M. —.80
(Ergänzungshefte zu den Kantstudien Nr. 37)

Aus der vielverbreiteten Sammlung kriegsapologetischer Hefte

Soldatenglaube

(60.—120. Tausend)

von Direktor **D. Dr. Schoell-Friedberg**

liegen jetzt vor:

1. **Fragt Gott nach uns?**
2. **Wie steht es mit der Liebe Gottes?**
3. **Die Macht der Finsternis und die Uebermacht Gottes.**
4. **Was ist uns Christus im Krieg?**
5. **Das große Sterben.**
6. **Der Einzelne und sein Volk.**
7. **Tapferkeit und Frömmigkeit.**
8. **Was ein Feldsoldat im Krieg gelernt haben muß.**
9. **Hat die Geschichte der Menschheit einen Sinn?**
10. **Was wir Deutsche der Welt schuldig sind.**
11. **Ist mit dem Tode alles aus?**
12. **Mehr Teilnahme am kirchlichen Leben!** Ein Wunsch für nach dem Krieg.

So etwas brauchen wir draußen, äußerte sich ein Militärpfarrer, der eben aus dem Felde zurückkam, **ganz begeistert** für die Hefte, die er bei mir vorfand. Rhein. Pfarrerblatt

Hier ist **nichts bare Redensart, alles tief und gründlich gedacht, gefühlt, erlebt.** „Die Wartburg"

Einheitspreis sämtlicher Hefte (auch gemischt):

1 Stück	25 Stück	50 Stück	**100 Stück**
20 Pfg.	18 Pfg.	16 Pfg.	**15 Pfg.**

Ev. Preßverband, Stuttgart, Färberstr. 2
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

Für die **Reichsbuchwoche** empfehle ich folgende Mitteilung eines meiner Gehilfen aus den Erfahrungen einer

Feldbuchhandlung

der Beachtung:

„Kürzlich erhielten wir eine grössere Sendung Reclambändchen. Da war es interessant festzustellen, dass die etwa 30 Hefte, die **philosophische Werke** enthielten, zu allererst mit ausgesucht waren."

Ich empfehle zur Versendung die bekannten mustergültigen Ausgaben der „Philosophischen Bibliothek" (Ausgaben von Vorländer, Medicus, Lasson, Apelt):

Kant. Ausgewählte Kleine Schriften (geb. 1.40)
— Schriften zur Geschichtsphilos. Ethik u. Politik (3.—)
— Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (1.40)
— Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft (3.20)
— Zum Ewigen Frieden (2.80)

Fries. Philosophische Rechtslehre (2.50)
Humboldt. Ausgewählte Philosophische Schriften (3.40)
Platon. Gastmahl (2.—) — Gorgias (2.40)
— Menon (1.80) — Phaidon (1.80)
— Phaidros (2.40) — Politikos (3.—)
— Staat (4.—)

Fichte. Anweisung zum seligen Leben (2.50)
— Bestimmung des Menschen (1.80)
— 3 Schriften über den Gelehrten (3.—)
— Grundzüge des gegenw. Zeitalters (3.—)
— Geschlossener Handelsstaat (1.50)
— Reden an die deutsche Nation (2.—)
— Ideen über Gott und Unsterblichkeit (2.—)
— Begriff des wahrhaften Krieges (1.—)

Hegel. Phänomenologie des Geistes (5.—)
Herders Philosophie (3.60)
Schelling. Bruno (2.40) — Vom Ich (2.—)
— Methode des akademischen Studiums (2.80)
— Wesen der menschlichen Freiheit (1.60)

Man verlange ausführliche Verzeichnisse vom Verlag

Felix Meiner in Leipzig

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.